

## Rezension

**TÁÍWÒ, Olúfẹ́mi. 2022. Against Decolonisation. Taking African Agency Seriously. London: C. Hurst & Co. 270 Seiten. ISBN: 9781787386921**

rezensiert von

**Dominik Spörker\***

Mit „Against Decolonisation. Taking African Agency Seriously“ veröffentlichte der nigerianische Philosoph Olúfẹ́mi Táíwò 2022 eine Intervention gegen das aktuell allumfassende Narrativ der Dekolonisierung. Die Motivation für Táíwò, der aktuell am Africana Studies & Research Center der Cornell University (USA) unterrichtet, dieses Buch zu schreiben, liegt darin begründet, dass in seiner Wahrnehmung zentrale Werke afrikanischer Denker\*innen der Vergangenheit und der Gegenwart nicht wahrgenommen beziehungsweise von Vertreter\*innen der aktuellen Dekolonisierungsdebatte bewusst ignoriert werden (S. 7). Letztere sind, so Táíwò, der Meinung, dass alles, was auf den Kolonialismus zurückgeführt werden könnte, unwiderruflich durch die koloniale Prägung verdorben sei und daher keinen Platz in der postkolonialen Welt haben kann (S. 3).

---

\* Dominik Spörker, PhD Student, Universität Wien. Kontakt: domi.spoerker@gmail.com

© 2023 The Author(s). This is an open access article distributed under the terms of the Creative Commons Attribution License (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>), which permits unrestricted use, distribution, and reproduction in any medium, provided the original author and source are credited, a link to the license is provided, and it is indicated which changes were made.

In einer solchen Form schadet der Dekolonisierungsdiskurs seiner Ansicht nach der Wissenschaft über Afrika ebenso, wie er dazu beiträgt, afrikanische Handlungsmacht zu untergraben anstatt zu fördern. Er plädiert in seinem Buch demgegenüber für eine Verwendung des Begriffes der „Dekolonisierung“ in dessen ursprünglicher Bedeutung: Dem Ende der Kolonien in Form der politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit (S. 21). Die Unabhängigkeiten der neuen Staaten Afrikas waren ein Akt der politisch-juristischen Dekolonisation, die teilweise friedlich und teilweise mit Gewalt errungen wurden, gingen aber nicht mit einer wirtschaftlichen Unabhängigkeit einher.

Wird die Idee der "Dekolonisierung" hingegen diffus und unterschiedslos über alles hinweg – beispielsweise in der Literatur, der Philosophie oder der Sprache – angewendet, Táíwò nennt diese Strömung „Dekolonisierung2“, dann beschränkt diese Idee die wissenschaftliche Erkenntnis (S. 4-7). In derartiger Anwendung wird afrikanische Handlungsfähigkeit nicht ernst genommen beziehungsweise sogar negiert (S. 26) und verleitet zu wenig hilfreichen Vorstellungen von Authentizität.

Vertreter\*innen der „Dekolonisierung2“ gehen davon aus, dass, wenn Afrikaner\*innen einen Wert in fremden Gedanken sehen, dies daran liegen müsse, dass ihr Denken weiterhin kolonialisiert sei. Die Dominanz der sogenannten „westlichen epistemischen Traditionen“ würde lokale Formen des Wissens ausschließen („epistemicide“, S. 53). Hier wird außer Acht gelassen, dass die Menschen in Afrika, wie auch Menschen in der restlichen Welt, die Fähigkeit besitzen, Ideen zu domestizieren und sich anzueignen. Diese Form des „kulturellen Kannibalismus“ fordert beispielsweise der brasilianische Dichter Oswald de Andrade in seinem 1928 veröffentlichten *Manifesto Antropófago*, wo er argumentiert, dass es in der Geschichte Brasiliens die größte Errungenschaft war, andere Kulturen zu kannibalisieren, also Ideen von außerhalb aufzunehmen, zu verdauen und ungeeignete Formen wieder auszuscheiden, um sich so gegen die kulturelle Vorherrschaft Europas zu behaupten. Aus Sicht der „Dekolonisierer2“ würde dies allerdings zu einer Fortführung kolonialer Strukturen führen.

„We need to take our history more seriously“ (S. 84), ist einer der Leitgedanken dieses Buches, der besonders bei Historiker\*innen große Freude auslöst. Wenn komplexe Entwicklungen (wie bspw. Moderne; XVI) oder Probleme (bspw. wirtschaftliche Abhängigkeit; S. 47) in Afrika auf eine einzige Quelle (Kolonialismus) reduziert werden, führt dies zu falschen Schlussfolgerungen. Táíwò, ein eifriger Verfechter des Projektes der Moderne („Africa must be Modern: A Manifesto“, 2014) sieht in der Moderne kein europäisches oder gar koloniales

Projekt (16), sondern etwas, wozu Menschen aus aller Welt beitragen und er prangert Narrative an, die aus Afrikaner\*innen Personen machen, denen es verboten ist, sich Ideen anzueignen und für die eigenen Bedürfnisse anzupassen. So bringt er das Beispiel der Fanti-Verfassung, an der in den 1860er und 70er Jahren intensiv gefeilt wurde und welche von Vertreter\*innen der „Dekolonisierung“ nicht wahrgenommen oder als kolonial verdorben misachtet wird:

“[T]he Fanti of coastal Ghana [...] set about moving their political, economic and social institutions forward along modern lines. Their most significant accomplishment was the issuance of a written constitution that ranks alongside the Polish constitution of 1793 as one of the earliest attempts at liberal constitution-making in the world. That this continues to be illegible to generations of African philosophers is a scandal, but it is also a reflection of the barriers that decolonisers have erected [...]” (S. 163)

Seine Sorge dabei ist, dass die reflexartige Ablehnung von Ideen, die im Zusammenhang der Kolonialzeit entstanden, dazu führt, dass die Werke einige der wichtigsten afrikanischen Denker\*innen von den kommenden Generationen abgeschnitten werden (S. 137). Viele Nachwuchswissenschaftler\*innen werden seiner Ansicht nach dadurch in eine Richtung gelenkt, die er selbst als Atavismus bezeichnet. Darunter versteht er die Forderung, „that our thinking, to be authentic and liberatory, must forever be wary of continuing colonialism or modernity-inspired ideas and formulations“ (ebd.). Durch eine solche vereinfachte Betrachtungsweise in den Debatten um ungleiche globale Wissensökonomien wird Afrika automatisch in die Peripherie gerückt. Stattdessen fordert Táíwò eine kritische Auseinandersetzung “with the sheer originality, complexity and variety of African thinkers and their ideas“ (ebd.), egal worauf diese sich beziehen. Er kritisiert „Dekolonialisierung“ als eine Begrenzung des facettenreichen, komplexen afrikanischen Denkens.

Das Vorhaben der „Dekolonisierung“ stellt den Kolonialismus in den Mittelpunkt afrikanischer Gesichtsschreibung und überhöht die Bedeutung desselben. Auch wenn Táíwò den Kolonialismus als ein einschneidendes Momentum afrikanischer Geschichte wahrnimmt („colonialism was a brake on change, not its accelerator“, S. 148), weist er darauf hin, dass nicht alle Veränderungen, die sich im Zeitraum von der europäischen Besetzung bis zur Auflösung der Kolonialreiche abgespielt haben, Teil des kolonialen Projekts waren. Weiters argumentiert er, und hier folgt er unter anderem dem nigerianischen Historiker

Jacob F. Ade Ajayi, dass der Kolonialismus als eine von vielen Episoden der afrikanischen Geschichte zu betrachten ist und dass die Geschichte Afrikas nicht auf diese eine Erfahrung alleine reduziert werden kann, egal wie groß man die Bedeutung der imperialen Überwältigung des Kontinents auch veranschlagen mag (S. 139–154), denn „[a] full assessment of the impact of colonialism on Africa and on African peoples must, however, be made in a historical context. But the proper historical context is not the history of the colonization of Africa or the history of African reactions to European colonization, but African history as such!“ (Ajayi 1969: 499) In diesem Zusammenhang spricht sich Táíwò auch gegen die gängige Periodisierung der Geschichte Afrikas in präkoloniale Geschichte, koloniale Geschichte und postkoloniale Geschichte aus. In einer anderen rezenten Veröffentlichung formuliert er das kurz und prägnant: „The idea of a ‚precolonial‘ Africa is theoretically vacuous, racist and plain wrong about the continent’s actual history“ (Táíwò 2023).

Grundsätzlich wehrt sich der Autor, der sich selbst als Lehrer, Denker und Humanist beschreibt,<sup>1</sup> gegen totalitäre Ansprüche und spricht sich für eine kritischen Auseinandersetzung mit komplexen Sachverhalten aus: „We need to engage with this complexity.“ (S. 184). Dies ist eine der positivsten Aspekte des Buches. Seine Idealvorstellung, dass jeder Mensch bestrebt ist, eine bessere Welt für sich und seine Mitmenschen zu schaffen (S. 6), ist Ausgangspunkt für sein Denken und erklärt mitunter, warum er das Narrativ der „Dekolonisierung2“ für nicht förderlich hält, da es den Gedanken an die Einheit der Menschheit aufgibt. Geprägt von einer manichäischen Weltanschauung (S. 8, S. 149), in der Kolonisierte und Kolonisatoren komplett unterschiedliche Räume einnehmen, kommen die von ihm kritisierten „Dekolonisierer2“ zu Schlussfolgerungen (S. 8), die seiner Ansicht nach zu keinem Erkenntnisgewinn führen.

Mein größter Kritikpunkt an Táíwòs Buch ist, dass er in seiner Kritik zu unkonkret bleibt. Bis auf wenige Autoren – die wichtigsten sind Achille Mbembe, Sabelo Ndlovu-Gatsheni, Kwasi Wiredu und Ngũgĩ Wa Thiong’o – geht er kaum auf jene ein, deren Ideen er kritisiert. Vielmehr beschreibt er, was ihn am Denken im Dekolonisierungs2-Diskurs stört, dessen Vertreter\*innen er gerne als „latter-day culture warriors“ (S. 13) oder „zealots of decolonizing“ (S. 7) nennt. Dabei argumentiert er schlüssig mit historisch-empirischen Belegen, wenn auch in polemischer Art und Weise, wieso aufgrund der Ignoranz der dominanten ideologischen Haltung – Táíwò würde so weit gehen und von einer religiösen Haltung sprechen – afrikanische Handlungsmacht nicht ernst genommen wird. Seine polemische Schreibweise verleitet dazu, seine Ausführungen als eine

---

<sup>1</sup> <http://olufemitaiwo.com> (31.05.2023).

Karikatur des Denkens der „latter-day congregants“ (S. 84) der „church of decolonisation“ (ebd.) anzusehen. Nichtsdestotrotz ist seine Intervention gegen das allumfassende Narrativ der Dekolonisierung ein lesenswertes, und vielleicht auch deswegen sehr kurzweiliges Buch. Seine Warnung vor der überhandnehmenden Verwendung des Begriffes „Dekolonisierung“, welcher aktuell ein Modewort in den mehreren kulturwissenschaftlichen Disziplinen zu sein scheint, ohne über die genauere Bedeutung des Begriffes nachzudenken und sowohl die Verschiedenartigkeiten als auch Ambivalenzen kolonialer Situationen und Verhältnisse in Zeit und Raum gebührend zu reflektieren, sollte die Leser\*innen ermutigen, einen genaueren Blick auf komplexe Sachverhalte zu werfen und den Kolonialismus nicht als einzige Ursache für Verhältnisse im heutigen Afrika zu sehen. Erst wenn afrikanische Handlungsmacht richtig zur Kenntnis genommen wird, können neue Perspektiven eröffnet werden, die zu einem wirklichen Erkenntnisgewinn führen.

Táíwò richtet sich mit seinem Buch, so mein Eindruck, in erster Linie an Bildungseliten in Afrika und der afrikanischen Diaspora. Allerdings kann das Buch auch von allen anderen, die sich für Wissen und Wissensproduktion in und über Afrika interessieren mit Gewinn gelesen werden.

## **Bibliographie**

- Ajayi, Jacob F. Ade (1969): Colonialism: An Episode in African History. In: Gann, L. H./ Duignan, Peter (eds.): Colonialism in Africa 1870–1960. Volume 1. The History and Politics of Colonialism 1870–1914. Cambridge: Cambridge University Press, 496–509.
- de Andrade, Oswald/ Bary, Leslie (transl., 1991): Cannibalist Manifesto. In: Latin American Literary Review 19, 38, 38–47.
- Táíwò, Olúfẹ̀mi (2014): Africa must be Modern: A Manifesto. Bloomington: Indiana University Press.
- Táíwò, Olúfẹ̀mi (2023): The Idea of ‘precolonial Africa’ is vacuous and wrong, <https://aeon.co/essays/the-idea-of-precolonial-africa-is-vacuous-and-wrong> (Zugriff: 23.01.2023).